

moderne Gesellschaft

Geschwister- Beziehungen

eine wichtige soziale Ressource in modernen Gesellschaften

von Max Haller



Beziehungen zwischen Geschwistern werden selten thematisiert, wenn es um die soziale Struktur moderner Gesellschaften geht – etwa im Vergleich zu Beziehungen zwischen Partnern, Eltern und Kindern, Großeltern und Kindern. Über sinkende oder steigende Heirats- und Scheidungsraten, Gewalt in der Familie und Ähnliches kann man tagtäglich in den Zeitungen lesen, dagegen selten über Geschwisterbeziehungen. Auch in soziologischen Zeitdiagnosen, die die „Individualisierung“ moderner Gesellschaften herausstreichen, ist von ihnen kaum die Rede.

Und dennoch kann man sagen, dass Beziehungen zwischen Geschwistern einen sehr zentralen Aspekt der sozialen Beziehungen und Netzwerke von Menschen auch in modernen Gesellschaften darstellen. Warum ist dies so? Man kann dafür zumindest vier Gründe anführen.

Zum Ersten: Geschwisterbeziehungen gehören, wie solche zwischen langjährigen Partnern oder zwischen Eltern und Kindern, zu den fundamentalsten und dauerhaftesten Formen von sozialen Beziehungen. Sie sind sehr tiefgreifend, weil Geschwister von Geburt meist bis zum frühen Erwachsenenalter auf engem Raum zusammenleben und ähnliche Lebenssituationen teilen. Neben diesem räumlich-zeitlichen Faktor spielt auch die Tatsache der engen Verwandtschaft als solche eine Rolle, die kaum überschätzt werden kann.

So machte sich ein 70jähriger weststeirischer Landarbeiter im Jahre 1998 entschlossen auf, nach seiner Zwillingsschwester und zwei Brüdern zu suchen, welche nach dem Tod seiner Mutter „verschenkt“ worden waren, als er selbst erst drei Jahre alt war. Obwohl verheiratet und Vater von fünf Kindern, wurde es ihm immer mehr zu einem Bedürfnis, sie wieder zu finden. Er fand seine Zwillingsschwester schließlich in Slowenien. Über die Begegnung berichtete der Mann: „Wir sind uns sofort um den Hals gefallen“, obwohl die beiden einander nicht viel erzählen könnten, weil seine Schwester nur Slowenisch sprach und kaum Deutsch verstand.¹

Die Folge ist zum Zweiten, dass Geschwister sich gegenseitig stark beeinflussen, sozial und materiell einander helfen und unterstützen, und dies nicht selten das ganze Leben hindurch, wenn sich entsprechende Probleme ergeben. Dies gilt besonders in schwierigen Situationen und Le-

bensumständen, etwa wenn ein oder beide Elternteile früh sterben, oder die ganze Familie sich in einer extremen materiellen oder sozialen Notlage befindet. Dies ist nicht nur in der Dritten Welt mit ihren Millionen von Hungernden und Flüchtlingen sehr häufig der Fall, sondern auch in Osteuropa, wo Kinder aufgrund der (auch von der EU propagierten) Erwerbstätigkeit ihrer Eltern im Westen nur mit Verwandten oder überhaupt allein aufwachsen (müssen).

Ein drittes Charakteristikum: Trotz der Tatsache, dass Geschwisterbeziehung askriptiv, d.h. von Geburt an vorgegeben sind, kann man sie unter erwachsenen Geschwistern als frei gewählte Beziehungen betrachten. Kein Gesetz, nicht einmal starke informelle soziale Normen schreiben vor, dass man zu seinen Geschwistern das ganze Leben hindurch enge Kontakte pflegt, ihnen in Notlagen beisteht und hilft. Ist die Geschwistergruppe sehr groß, werden die Beziehungen zwischen verschiedenen Mitgliedern der Gruppe sehr unterschiedlich sein – auch ein Hinweis darauf, dass es einem frei steht, diese Beziehungen mehr oder weniger eng zu gestalten oder sie überhaupt aufzugeben, was ebenfalls vorkommt. Auch Geschlecht und Altersabstände spielen eine Rolle dafür, ob zwischen Brüdern und Schwestern enge Beziehungen entstehen, ebenso wie die Position in der Geschwisterreihenfolge. Dazu gibt es seit dem Werk von Walter Toman² allerdings zahlreiche mehr oder weniger plausible Hypothesen, aber nicht allzu viel Befunde, die empirischer Überprüfung standgehalten haben.³

Schließlich gilt viertens: Anders als die Beziehung zwischen Ehegatten und gleich wie die Eltern-Kind Beziehung kann die Geschwisterbeziehung im Laufe des Lebens nicht aufgelöst werden;

sie überdauert die Eltern-Kind Beziehungen um 20 bis 30 Jahre. Damit kann diese Beziehung gerade in der heutigen Zeit, in welcher viele Menschen geographisch mobil sind, zu einem Stabilitätsanker werden. Früher befreundete Schulfreunde, Berufskollegen oder Nachbarn trifft man später meist nur mehr sehr selten, wenn man in einen weiter entfernten Ort oder gar ins Ausland umzieht; sie eigens zu besuchen, wird einem allmählich zu mühsam und zeitaufwändig. Nicht so bei Geschwistern. Zwar ist das Schreiben von Briefen heute weitgehend außer Mode gekommen – unleugbar ein kultureller Verlust. Dafür gibt es neue Medien und Formen der Kommunikation, welche die Aufrechterhaltung auch von regelmäßigen und engen Kontakten auch über weite Distanzen hinweg ermöglichen. Durch weltweite, kostengünstige Flugverbindungen bedeutet eine Übersiedlung nach Amerika nicht mehr einen Abschied fürs Leben; durch Internet, E-Mail und billiges Telefonieren ist selbst tagtäglicher Kontakt leicht möglich geworden.

All diese Fakten erklären, warum die Beziehungen zu Geschwistern auch heute noch vielen Menschen als sehr wichtig erscheinen. Im *Sozialen Survey Österreich*, einer regelmäßig wiederholten sozialwissenschaftlichen Umfrage, wurde 1986, 1993 und 2003 die Frage nach der persönlichen Bedeutung von sieben Lebensbereichen gestellt. An erster und zweiter Stelle lagen zu allen Zeitpunkten Ehe/Familie und Arbeit/Beruf, gefolgt von Freizeit sowie Freunde/Bekannte. „Verwandte“ lagen zwar dahinter; bemerkenswert aber war, dass dies der einzige Lebensbereich war, dem 2003 deutlich mehr – 48 Prozent der Befragten gegenüber 35 Prozent 1986 – die höchste Note auf einer siebenstufigen Skala gaben, diese somit als außerordentlich wichtig betrachteten.⁴ Unter Beziehun-

gen zu Verwandten wurden aber sicherlich sehr häufig erwachsene Geschwister subsumiert.

Wie jede soziale Beziehung entstehen gute und dauerhafte Geschwisterbeziehungen nicht von selbst. Eine erste, zunehmende Einschränkung ergibt sich schon daraus, dass der Anteil von Einzelkindern stark gestiegen ist, viele Menschen also gar keine Geschwister mehr haben.

Allerdings wäre es irreführend, die Anzahl der Einzelkinder aus der Anzahl der Familien mit nur einem Kind zu errechnen; dies waren 2011 immerhin 44 Prozent aller Familien mit Kindern. Betrachtet man die Situation aus der Perspektive der Kinder selbst, so ergibt sich, dass von allen Kindern nur rund 25 Prozent allein aufwachsen, 44 Prozent ein, und 31 Prozent zwei und mehr Geschwister haben.

Man weiß, dass sich viele Einzelkinder ein Brüderchen oder

Schwesterchen wünschen oder einmal gewünscht haben. Vielleicht sollten junge Eltern auch diesen Aspekt bedenken, wenn sie überlegen, ob sie noch ein zweites oder drittes Kind haben wollen oder nicht.

Beziehungen zwischen Geschwistern innerhalb der Familie sind auch von Eifersucht und Rivalitäten, Streit und Konflikt geprägt. Hier ist es eine Daueraufgabe der Eltern, solche Probleme zu beachten und ihnen nach Möglichkeit nicht nur entgegenzusteuern, und auch in ihrem eigenen Verhalten – etwa durch Bevorzugung bestimmter Kinder, die oft kaum bewusst sein mag – keinen Anlass dafür zu geben. Hat man Geschwister, so ist es auch nicht selbstverständlich, dass sich die Beziehungen zu ihnen auf Dauer positiv entwickeln. Wie in allen anderen Beziehungen muss man auch diese pflegen, Konflikte durchstehen, und sich aktiv um ihre Aufrechterhaltung bemühen.

Literatur:

- 1) *Kleine Zeitung*, 6.11.1998, S.23
- 2) Walter Toman, *Familienkonstellationen. Ihr Einfluss auf den Menschen und seine Handlungen*, München 1965.
- 3) Vgl. dazu die schon etwas ältere, aber sehr gründliche Wiener Dissertation von Gerhard C. Fröhlich: *Kumulativer Erkenntniszuwachs? Inkonsistenz empirischer Befunde und Barrieren in der wissenschaftlichen Kommunikation in der Geschwisterpositionsforschung*, 1981.
- 4) Vgl. Wolfgang Schulz, Max Haller und Alfred Grausgruber (Hrsg.), *Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986-2004*, Wiesbaden 2005.



Max Haller ist seit 1985 ord. Professor für Soziologie in Graz. Schwerpunkte seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit sind der internationale Gesellschaftsvergleich, Sozialstruktur- und Wertwandel, europäische Integration, angewandte Soziologie und Sozialforschung, soziologische Theorie.

Neues aus der Forschung

„Religion stößt zunehmend auf Ablehnung“

von Christina Heimken, Westfälische Wilhelms-Universität Münster

Die Religionsfreiheit gerät in Deutschland nach Einschätzung der münsterischen Sozialethikerin Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins zunehmend unter Druck. Immer häufiger stoße Religion in der Öffentlichkeit auf Unverständnis und Ablehnung, bis hin zur Aggression.

„In einer zunehmend säkularen und pluralen Gesellschaft ist das Recht auf Religionsfreiheit nicht mehr selbstverständlich“, schreibt die Forscherin des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Uni Münster in einer neuen Studie. „Welche Güter es schützen soll, darüber besteht keineswegs Konsens.“ Als Beispiele nennt sie Streit um Symbole wie Kopftuch, Burka, Kruzifixe und Moscheen, um Blasphemie-Vorwürfe und die Anerkennung als Körperschaft öffentlichen Rechts. In solchen Konflikten zeige sich, wie stark in der Öffentlichkeit, Justiz und Politik das Verständnis für die Bedeutung des Religiösen schwinde.

„Die christlichen Kirchen sollten sich in dieser religionspolitisch aufgeheizten Lage für die Religionsfreiheit aller einsetzen, auch und gerade der religiösen Minderheiten“, so Prof. Heimbach-Steins. Außerdem sollten Kirchen und Religionsgemeinschaften die Bedeutung ihrer religiösen Praktiken gegenüber Nicht- und Andersgläubigen transparent und glaubwürdig erläutern. „Sie sollten öffentlich Rechenschaft darüber abgeben, was ihnen selbst im Sinne der Religionsfreiheit als schützenswert erscheint“, unterstreicht die katholische Theologin. Andernfalls würden Grenzen des Verstehens zu „Quellen von Misstrauen und Argwohn gegenüber der Sozialverträglichkeit der Religion.“

Mit Blick auf die katholische Kirche erinnert die Sozialethikerin daran, dass erst das Zweite Vatikanische Konzil die Religionsfreiheit vor 50 Jahren als Menschenrecht anerkannt habe. „Bis heute sind die Anerkennung dieses Rechtes und die Kon-

sequenzen für die Kirche selbst innerkirchlich umstritten. Das zeigt sich nicht zuletzt an der Auseinandersetzung um die fundamentalistische Piusbruderschaft.“ Wenn Papst Benedikt XVI. die Religionsfreiheit vor allem als „Bollwerk gegen den Relativismus“ verstehe, drohe ein Rückschritt hinter die Position des Konzils.

In der Kirche sei eine Haltung der „Abwehr gegenüber den Errungenschaften der modernen Freiheitsgeschichte“ immer noch nicht überwunden, schreibt die Forscherin. „Genau darin liegt eine tiefe Ursache der gegenwärtigen Kirchenkrise. Der nach außen vertretene Anspruch auf Religions- und Gewissensfreiheit wird innerkirchlich nicht konsequent eingelöst. Es fehlt an Anerkennung der Freiheit, Autonomie und Beteiligung der Gläubigen.“ Ein glaubwürdiges Eintreten für die Menschenrechte verlange aber Stimmigkeit. Wo sie fehle, kehrten immer mehr Menschen der Kirche den Rücken.

